

Körperpolitik: Zur Rolle der Körpersprache in der symbolischen und interaktiven Konstruktion von Geschlecht

Mühlen Achs, Gitta

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mühlen Achs, G. (1994). Körperpolitik: Zur Rolle der Körpersprache in der symbolischen und interaktiven Konstruktion von Geschlecht. *Journal für Psychologie*, 2(3), 5-16. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22728>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Themenschwerpunkt:

Geschlechterverhältnisse

Körperpolitik

Zur Rolle der Körpersprache in der symbolischen und interaktiven Konstruktion von Geschlecht

Gitta Mühlen Achs

Zusammenfassung: Die kulturell motivierte machtsymbolische Codierung der Körper und die Verinnerlichung ritualisierter Dominanz- bzw. Unterwerfungsmuster als angemessener Ausdruck der Geschlechtsidentität verdeutlichen nicht nur den Geschlechterunterschied, sondern begründen zugleich eine vertikale Geschlechterordnung. Eine auf diese Weise vergeschlechtlichte Körpersprache verankert auf dem Hintergrund ihrer elementaren Besonderheiten diese Herrschaftsstruktur im Kern des individuellen Selbst. Auf der Strecke bleibt die gemeinsame Kommunikationsbasis. Unter der Maxime männlicher Überlegenheit entwickeln beide Geschlechter paradoxe Strategien, mit denen sie in je spezifischer Weise „erfolgreich“ aneinander scheitern: Frauen, indem sie sich unterwerfen, um ihre Ziele zu erreichen, und Männer, indem sie dominieren müssen, um „schwach“ werden zu können.

„Wie mit den Geschlechtsunterschieden umgegangen wird, ist in fast jeder Kultur anders, die Biologie kann dabei also keine entscheidende Rolle spielen. Frauen und Männer sind Produkte sozialer Beziehungen. Ändern wir diese Beziehungen, so ändern wir auch die Kategorie ‚Frau‘ und ‚Mann‘.“

(Brown & Jordanova 1982, 393)

1. Einleitung

Das Forschungsfeld *Körpersprache* umfaßt ein außerordentlich weites Gebiet, das von unterschiedlichen Disziplinen, von Anfang an aber auch bemerkenswert interdisziplinär bearbeitet wurde. Linguistik, Ethologie, Anthropologie, Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie teilen das Interesse an diesem äußerst komplexen Gegenstand, dessen spezifi-

sche Besonderheiten umso mehr eine angemessene Methodologie voraussetzen, die bisher jedoch keineswegs allen Disziplinen in gleicher Weise zur Verfügung steht. So sind z. B. in der Anthropologie breit angelegte Kulturstudien, strukturalistische Forschungsansätze und qualitative Untersuchungsmethoden von Anfang an eher die wohlbegründete Regel gewesen, die Schefflen, ein Vertreter des von Birdwhistell begründeten strukturalistischen Zweigs, explizit so formuliert: „You must not be satisfied to isolate bits of behavior and merely measure or count them. It is the realisation of the elements or events, the configuration, the pattern we are after“ (1968, 44).

In einem solchen Klima konnten sich verständlicherweise auch geschlechtsdifferenzierende Perspektiven – „feministische Anthro-

pologie“ und „Geschlechteranthropologie“ – zu starken und fruchtbaren neuen Zweigen entwickeln (vgl. Moore 1990). In der Soziologie schuf Goffman die Basis für komplexe Forschungsansätze durch seine Vorstellung von körperlichen (Selbst-)Darstellungen als „konventionellen Porträts“ der gesellschaftlich definierten Geschlechtsrollen, die zugleich „fundamentale Merkmale der Sozialstruktur ikonisch reflektieren“ (Goffman 1981, 10, 38). Gerade in der Psychologie erschweren jedoch nach wie vor eine strenge Verpflichtung auf einen traditionellen, empirisch-experimentellen Methodenkanon und rigide Qualitätskriterien zum einen die Durchführung „sinnvoller“ Untersuchungen der Körpersprache – d. h. solcher, in denen die besondere Komplexität, die vielfältigen Wechselbeziehungen der einzelnen Aspekte, Dimensionen und Funktionen dieses Gegenstands, die sein Wesen ganz grundlegend bestimmen, erhalten bleiben (vgl. Harper et al. 1978). Zum anderen wird auch die Entfaltung einer „feministischen Psychologie“ behindert, die als Gegenentwurf zur traditionell androzentrischen etablierten Psychologie zur Reformulierung entsprechender Theorien beitragen könnte (vgl. Bilden 1993, 151-160). Stattdessen sind wir nach wie vor darauf angewiesen, die Ergebnisse hochspeziesieller experimenteller Einzelstudien nach versteckten geschlechtsspezifischen Befunden zu durchforsten und zueinander in Beziehung zu setzen, wenn wir uns halbwegs ein Bild von der tatsächlichen Bedeutung und den Funktionen der Körpersprache als Kommunikations- und Sozialisationsinstrument, als System der Selbstdarstellung, als zentralem Aspekt der individuellen Identität von Frauen *und* Männern machen wollen. Daß das Ergebnis letztlich dennoch eher mager ausfällt, mag unter anderem auch daran liegen, daß die zwei entscheidenden Variablen – Geschlecht und Macht – nur selten *gemeinsam* in Betracht gezogen werden. Der soziale Macht- und Ordnungsaspekt der Körpersprache wurde zwar explizit, in der Regel jedoch geschlechtsspezifisch erforscht (Schefflen 1976). Die herausragende psychologische und soziale Bedeutung der Körpersprache der Geschlechter ergibt sich jedoch gerade aus der *systematischen Verbindung* beider Variablen (Wex 1979; Goffman 1981; Henley 1988; Mühlen Achs 1993).

2. Grundlegende Eigenschaften und Funktionen der Körpersprache

Der Stellenwert der Körpersprache im psychosozialen Prozeß der Herausbildung von Identität und bei der Errichtung sozialer Ordnungen beruht auf der besonderen Qualität ihrer Elemente, der körpersprachlichen Zeichen. Diese haben nicht, wie Buchstaben und Wörter, einen rein symbolischen Charakter. Sie sind keine „leeren Formen“, die erst durch die Kultur vollständig mit Bedeutung gefüllt werden. Ebenso wenig läßt sich Körpersprache aber als ein rein natürliches, präkulturelles Phänomen begreifen. Als Teil der natürlichen *und* der kulturellen Ordnung ist sie auf eine einzigartige Weise in beide Systeme integriert, die uns Menschen im wesentlichen bestimmen (vgl. Erdle 1991).

Zeichentheoretisch betrachtet haben die Elemente der Körpersprache den ikonischen Charakter *natürlicher indexikalischer Zeichen*, d. h. es besteht eine natürliche Hinweis-Beziehung zwischen einem Ausdruck und dem ihm zugrundeliegenden innerpsychischen oder sozialen Phänomen – z. B. zwischen emotionalen Zuständen wie Angst, Wut, Freude etc. und der An- bzw. Entspannung bestimmter Gesichtsmuskeln, zwischen Einstellungen und Absichten und bestimmten körperlichen Haltungen und Bewegungen, zwischen allgemeinen Befindlichkeiten und Körpertonus oder -dynamik, zwischen bestimmten Posen und Interaktionsdistanzen und dem sozialen Status von Personen. Dabei konkretisiert sich die tatsächliche Bedeutung einzelner Elemente jeweils erst im spezifischen situativen und personalen Kontext und im Prozeß der Interaktion (ein Lächeln kann in einer Situation als freundliches Entgegenkommen, in einer anderen als distanzierendes Grinsen gemeint sein, von Beobachtern aber durchaus anders interpretiert werden).

Auf dieser Qualität beruht sowohl die *Universalität* der Körpersprache – beispielsweise werden primäre Emotionen unabhängig von Kulturzugehörigkeiten in gleicher Weise körpersprachlich dargestellt (codiert) und interpretiert (Ekman & Friesen 1969; Brown 1991) – als auch ihre hohe *Glaubwürdigkeit* und besondere *psychologische Wirkmächtigkeit*. Andererseits, und vermutlich eben deshalb, unterliegt die konkrete Benutzung des Systems

Körpersprache außerordentlich differenzier- ten kulturellen Regeln (z. B. Anstandsregeln), die den Ausdrucksspielraum einzelner Individuen drastisch beschränken können. Die kulturelle *Kodifizierung* schränkt zugleich auch den Bedeutungsumfang der Zeichen ein, d. h. sie reduziert ihre Bedeutungsunschärfe. Dadurch wird das im Grunde natürliche System Körpersprache in weitem Umfang vergesellschaftet und instrumentalisiert. Eine seiner vielfältigen Funktionen – „die bestehende Ordnung aufrechtzuerhalten und ihr Zustimmung zu verschaffen“ (Schefflen 1976, 23) – tritt nun deutlicher in den Vordergrund. Diese Funktion kann Körpersprache umso besser erfüllen, je tiefer die zugrundeliegenden Regeln im Bewußtsein der Menschen verankert und je selbstverständlicher, automatischer sie befolgt werden.

Strukturell zeichnet sich Körpersprache durch eine gestalthafte Komplexität aus. Anders als in der Verbalsprache folgen nicht ausgewählte Elemente in linearer Abfolge aufeinander. Es werden vielmehr simultan komplexe Zeichenhaufen produziert, die sich überlappen, gegenseitig verstärken oder abschwächen, einander widersprechen oder in ihrer Bedeutung sogar aufheben können. Der ganze Körper ist – als Sender wie auch als Empfänger – ständig aktiv und bestätigt damit eindrucksvoll das Watzlawicksche Axiom: „Man kann nicht nicht kommunizieren“. Auch Schweigen ist „beredt“, und Lügen offenbaren sich körpersprachlich umso deutlicher.

Körpersprache ist primär *Beziehungssprache*. Nach Birdwhistell werden etwa 70% aller sozial bedeutsamen Informationen nicht verbal, sondern über Körpersprache vermittelt. Dabei deckt sie *beide* Koordinaten der Matrix zwischenmenschlicher Beziehungen gleichermaßen ab. Zum einen als Medium des Ausdrucks von Gefühlen und Einstellungen, in dem unterschiedliche Qualitäten von Beziehungen – Bekanntschaft, Freund- oder Feindschaft, Intimität – durch entsprechende Distanzen auf einer horizontalen Ebene repräsentiert werden (metaphorisch einander nah bzw. gleich oder aber fern bzw. fremd sein). Zum anderen als Medium der Darstellung sozialer Ordnungen, das auf der Basis von Macht-, Status- oder Dominanzunterschieden nicht nur Differenzen, sondern Ungleichwertigkeiten generiert, die in vertikalen Strukturen – oben

und unten – resultieren. Diese Doppelfunktion macht Körpersprache, in Verbindung mit den genannten besonderen Zeichenqualitäten, zum idealen Instrument einer „Mikropolitik“ (Henley), die soziale Herrschaftsstrukturen gleichsam unter der Hand – in und durch alltägliche und weitgehend unbewußte soziale Interaktionen – errichtet.

Von besonderer Tragweite scheint mir in diesem Zusammenhang die Tatsache zu sein, daß Körpersprache auch im Prozeß der psychischen Differenzierung und der Konstitution des Selbst in Interaktion mit der Umwelt zentrale Funktionen innehat. Dies wurde zwar insbesondere von der feministischen Sozialisationskritik bereits in den 70er Jahren ansatzweise thematisiert (vgl. Bilden 1990), jedoch fachspezifisch bisher nur unzureichend untersucht. Besondere Aufmerksamkeit wäre dabei der Haut, ihren spezifischen kommunikativen Funktionen und äußerst differenzierten emotionalen Besetzungen zu widmen (vgl. Montagu 1971, 1978; Mühlen Achs 1993, 151-189). Sie ist unser primäres, größtes und komplexestes körpersprachliches Instrument und zugleich die erste interaktive Kommunikationsebene, auf der bereits das kleine Kind die Körpersprache auch als *Machtinstrument* erlebt, das die kulturellen Normen und Erwartungen im Prozeß der Erziehung eindrucksvoll vermittelt. Systematische Unterschiede in den Zugriffsweisen auf den Körper, in den Umgangsformen, den Interaktionsstilen und in der Festlegung von Reaktionsspielräumen prägen psychostrukturelle Muster, die in den konkreten Verhaltens- und Interaktionsmustern Erwachsener wieder zutage treten. Mit hoher Plausibilität können nicht zuletzt typische psychische Fehlentwicklungen (insbesondere die Sexualisierung von Gewalt und die Herausbildung sexueller Perversionen oder grenzenloser Bindungs- bzw. Unterwerfungsbereitschaft) mit spezifischen Formen einer „übergreifigen“ Körperkommunikation in Verbindung gebracht werden (vgl. Shengold 1979; Brückner 1988; Kaplan 1991; Mühlen Achs 1993).

3. Naturalisierung und macht-symbolische Codierung von *Gender*

Unsere Kultur wird in weitreichender und tiefgreifender Weise vom Konzept der *Zwei-*

geschlechtlichkeit und dessen explizit ausformulierten psychologischen und sozialen Aspekten bestimmt (Hagemann-White 1984). Zwar haben alle Kulturen bestimmte Vorstellungen über die jeweiligen Besonderheiten der Geschlechter, deren Bedeutung und Wert entwickelt (*Genderkonzepte*). In manchen, z. B. unserer, hat *Gender* jedoch den Charakter des zentralen differenzierenden Prinzips angenommen, d. h. die Vorstellung von einer fundamentalen Verschiedenheit der Geschlechter bildet gewissermaßen die Basis gesellschaftlicher, sozialer und ökonomischer Strukturen (z. B. Arbeitsteilung) und bestimmt diese entscheidend mit. Der natürliche biologische Unterschied ist nicht viel mehr als der primitive Anker, an dem die wesentlich weitreichenderen und elaborierteren Vorstellungen von physischen, psychischen und sozialen Unterschieden festgemacht und mit dem sie dann gleichgesetzt werden. Dieser Prozeß wird als *Naturalisierung von Gender* bezeichnet.

Es kann wohl kaum ernsthaft daran gezweifelt werden, daß unser *Genderkonzept* nicht nur eine *Differenz*, sondern auch eine vertikale Ordnung, eine *Hierarchie* der Geschlechter, begründet. Dies zeigt sich bereits in der vielfach nachgewiesenen geschlechtsstereotypen Zuordnung psychologischer Merkmale. Eigenschaften mit geringem Sozialprestige (*sanft, still, unaggressiv, abhängig, emotional, subjektiv, unterwürfig, passiv, nicht wettbewerbsorientiert*) gelten gemeinhin als weiblich, während die entgegengesetzten Eigenschaften (*unemotional, unempfindlich, aggressiv, dominant, unabhängig, grob, laut, aktiv, kompetitiv, selbstbewußt*) als männlich gelten (Brovermann u. a. 1972; Rustemeyer 1988). Die kulturelle Vermittlung und insbesondere die individuelle psychologische Verankerung solcher Eigenschaften erfolgt in besonderem Maß über die Körpersprache, und zwar in Form einer unmittelbaren *Eincodierung* in den konkreten Leib und in körperliche Funktionen und Verhaltensweisen („Immer deutlicher scheiden sich in unserer Gesellschaft die Körper mehr noch als die Geister“; Duden 1993, 26; vgl. dazu auch Hirschauer 1989).

Während die (abendländische) Semiotik des Körpers früher in erster Linie der bewußten sozialen Differenzierung diene (z. B. zwi-

schen Ständen), trägt sie heute in besonderem Maß und in subtiler Weise zur Naturalisierung der Geschlechterhierarchie bei (vgl. Wex 1979). Männer und Frauen signalisieren durch ihr gendergerechtes Auftreten und Benehmen, d. h. durch „stark ritualisierte Äußerungen“ (Collier & Rosaldo 1981) nicht einfach nur ihre Geschlechtsidentität, sondern zugleich auch eine generelle, scheinbar natürlich bedingte Ungleichwertigkeit. Goffman hat, in Anerkennung ihres besonderen Stellenwerts als Ausdruck der am tiefsten verankerten menschlichen Merkmale, die modernen körperlichen Geschlechtsdarstellungen als „Prototypen des essentiellen Ausdrucks“ bezeichnet. Sie sind keineswegs – ebensowenig wie die vordergründigeren Statusmerkmale früherer, feudaler oder ständisch strukturierter Gesellschaften – naturwüchsig, sondern Resultat eines umfassenden machtsymbolischen Codierungsprozesses, der zwar den gesellschaftlichen Wandel reflektiert, nach wie vor aber auf die Klärstellung von Machtverhältnissen abhebt. Dieser Prozeß der *Vergeschlechtlichung*, genauer die Polarisierung der Körpersprache innerhalb der zweidimensionalen Beziehungsmatrix, zielt darauf ab, *Überlegenheit* als essentiellen Kern von „Männlichkeit“ und als verbindliche Maxime der Geschlechterordnung festzulegen. Diese Qualität wird jedoch, aufgrund der besonderen Zeichenqualitäten der Körpersprache, nicht nur symbolisch konstituiert, sondern manifestiert sich letztlich auch ganz real: im Monopol auf den Ausdruck und die Ausübung von unmittelbarer Macht, Dominanz und Gewalt.

4. Körpersymbolik und Geschlechterrepertoire

Die symbolische Konstruktion männlicher Überlegenheit auf der Basis der durchgängigen Vergeschlechtlichung der Körpersprache läßt sich auf verschiedenen Ebenen der Körpersprache nachweisen:

- auf der Ebene der *körperlichen Erscheinung*, in der Männern und Frauen die Symbolik von Macht bzw. Ohnmacht, von selbstbewußter Autonomie bzw. selbstloser Abhängigkeit mittels Idealen, Normen und Tabus körperlich eingepreßt wird;

- auf der *Verhaltensebene*, in der durch Reglementierung, Ritualisierung und systematische Aufteilung des gesamten Verhaltensrepertoires eine generelle Asymmetrie geschaffen wird;
- auf der Ebene der *Interaktion*, in der die Individuen sich ihre scheinbar grundsätzliche Unterschiedlichkeit und Ungleichwertigkeit durch paradoxe Strategien gegenseitig immer wieder eindrucksvoll bestätigen.

Zur Analyse der ersten beiden Ebenen, auf die ich hier allerdings nur in sehr komprimierter Form eingehen kann, habe ich vor allem mediale Geschlechterinszenierungen herangezogen (Darstellungen in Werbung, Film, Fernsehen). Dies erscheint mir insofern legitim, als es primär um das Herausarbeiten der Merkmale des kulturellen *Codes* von Weiblichkeit und Männlichkeit geht, die in Inszenierungen natürlich prägnanter hervortreten. Darüber hinaus haben gerade die visuellen Medien eine ganz entscheidende Funktion und zunehmendes Gewicht als Produzenten sozialisatorischer Vorbilder (vgl. Mühlen Achs 1990). Die strategische Ebene werde ich abschließend anhand von Ergebnissen einer empirischen Studie erläutern.

Männliche Überlegenheit und heterosexuelle Attraktivität

Eine unabdingbare Voraussetzung für die Konstruktion von Überlegenheit ist Macht (nach der klassischen Definition von Max Weber „die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht“). Ungeachtet der vielfältigen Möglichkeiten, Macht auszuüben, steht – ebenso konsequent wie anachronistisch – eine archaische körperliche Machtsymbolik auch im Zentrum des modernen *Männlichkeitscodes* (Arnold Schwarzenegger, der sportliche *Ironman*, die männliche *Kraftmaschine*; Rabinbach 1990). „Virilität“ wird zeichenhaft durch einen hohen und kräftigen Wuchs, deutlich ausgeprägte („definierte“) Muskeln, starke Gesichts- und Körperbehaarung, entspannte, raumgreifende und asymmetrische Körperhaltungen, einen „festen“ Stand und eine starre, kontrollierte

Mimik repräsentiert. Diese Zeichen können allerdings durch psychologische und/oder soziale Überlegenheitsaspekte – Dynamik, Gewaltbereitschaft, Aggressivität, Gelassenheit, soziale Status- und Machtsymbole – ergänzt oder auch ersetzt werden. Der gesamte Komplex zielt auf die Verkörperung von Autonomie ab, d. h. von Unabhängigkeit als Voraussetzung und Legitimation von Überlegenheit.

Der *Weiblichkeitscode* zeigt sich demgegenüber bemerkenswert variabel. Starke historische und geographische Schwankungen können mit der jeweiligen Stellung der Frau und ihrer gesellschaftlichen Wertschätzung in Verbindung gebracht werden. Es scheint, als wären im historischen Prozeß der Entmachtung und Funktionalisierung von Frauen auch die ursprünglichen Machtsymbole aus dem Weiblichkeitscode eliminiert bzw. in ganz spezifischer Weise verändert worden. Eindeutige prähistorische Verweise auf die *kreative sexuelle Potenz* des weiblichen Körpers (zum einen die üppigen Körperformen der „dicken Damen“ von Malta oder der „Venus von Willendorf“, zum anderen stereotype Körperhaltungen, z. B. die aktive Gebärhaltung mit gespreizten Beinen und Armen, in der sich zahlreiche steinzeitliche Idole präsentieren) verformten sich allmählich in gefälligeren Zeichen des *Sexappeal*. Diese tragen ihre Bedeutung nicht in sich, sondern erhalten sie sekundär – im Akt der Wahrnehmung und im kulturellen Prozeß der Bewertung durch einen Adressaten, den Mann.

Die ursprünglichen Machtzeichen werden heute entweder tabuisiert und abgewertet oder kontextuell verschoben und uminterpretiert. Körperfülle symbolisiert nicht mehr archaische weibliche Reproduktionsmacht, sondern ironischerweise einen Mangel – an heterosexueller Attraktivität. So reflektieren die modernen Codes des femininen Sexappeals die kulturelle Einschränkung und Bedeutungsverengung von einer ursprünglich ganzheitlich wahrgenommenen Sexualität auf genitale Heterosexualität unter männlichem Herrschaftsanspruch. Die Macht solcher Signale hat also zwangsläufig nur noch appellativen Charakter. Vor diesem Hintergrund verwandelt sich die mächtige Selbstpräsentation mit weit gespreizten Beinen, die den kosmischen Vorgang der Menschenschöpfung durch die „Mutter aller Götter“ bezeichnet und somit

viel mehr als nur den natürlichen Akt der Geburt zum Ausdruck bringt (vgl. Meier-Seehtaler 1993), in das Symbol der Schamlosigkeit und wird zum zentralen Element des pornographischen Codes der sexuellen Zügellosigkeit bzw. Käuflichkeit. Damit ist diese Pose für „anständige“ Frauen vollkommen tabu.

Im Zentrum des heute dominanten westlichen Weiblichkeitscodes stehen Ohnmacht, Kraftlosigkeit und Erotik. Sie werden zum einen durch einen möglichst dünnen, schwachen, muskellosen, zierlichen („zerbrechlichen“) Leib repräsentiert, zum anderen durch die raffinierte Imitation des „Kindchenschema“, eines Komplexes von appellativen biologischen Signalen der Unreife (überdimensionaler Kopf, große, weit auseinanderstehende Augen, makellos glatte und unbehaarte Haut, winzige Nase, weiche, sinnliche Lippen). Erwachsene Frauen simulieren dieses Schema, indem sie ihre Frisuren toupieren und ihre Körper enthaaren, durch Kosmetik, Schminke, spezielles Augen-Make-up, stereotype mimische Signale (Schmollmund) etc. Dieses weitgehend machtbereinigte Erscheinungsbild kann durch ritualisierte, d. h. eben kontrollierte Rückgriffe auf Elemente der ursprünglichen Machtsymbolik, z. B. die Farbe rot, nach Bedarf wieder sexualisiert, „erotisiert“ werden. Lippenstift, rote Haare, Nagellack und diverse Accessoires (z. B. der rote Stöckelschuh) haben sich heute als prototypische Signale weiblicher Erotik etabliert, so daß sie in der Werbung auch pars pro toto eingesetzt werden (vgl. dazu die letzte Pirelli-Werbung, wo mit dem Slogan „Power is nothing without Control“ die negativen Bedeutungsaspekte der roten Pumps drastisch veranschaulicht werden, allerdings an den athletischen Beinen des Supersprinters Carl Lewis).

Eine Analyse der spezifischen Erotisierungsmechanismen macht deutlich, daß und wie die grundsätzliche Kontextualität der Körpersprache im Sinne der Kontrolle von Frauen genutzt werden kann, denn die Übergänge zwischen einer erwünschten oder gar geforderten erotischen Selbstinszenierung und dem stigmatisierenden Code der sexuellen Käuflichkeit (dem „Nutten-Outfit“) sind ziemlich vage. Sie bieten Männern – nicht nur Modezaren und Kosmetikpápsten – reichlich Raum für die Entfaltung ihrer Definitions-, Überwachungs- und Sanktionsmacht (und Frauen vielfach Gelegenheit, ihr Einverständnis damit kundzutun).

Im Gegensatz zum Männlichkeitscode, der auf die Darstellung und Begründung von autonomer Macht abstellt, verformt der moderne Weiblichkeitscode den Leib zum deutlichen Beweis von Schwäche und Abhängigkeit. Letztlich entpuppt er sich als ein äußerst wirkungsvolles Ordnungsmittel, das männliche Überlegenheit auf der Basis der Zerstörung weiblicher Macht und des weiblichen Verhältnisses zum eigenen Körper generiert (vgl. Wolf 1991). Denn die Geometrie heterosexueller Attraktivität – zuletzt reduziert auf die magische Zahlenkombination 90-60-90 – entfaltet eine ungeheure normative Kraft, die sich allerdings *gegen* den weiblichen Leib und seine Funktionen richtet. Aus der übernommenen Perspektive der heterosexuellen Attraktivität wird auch der weibliche Blick auf sich selbst zwangsläufig zum fremden. Aus der Betrachtung des eigenen Körpers entsteht statt „männlich-stolzem“ Selbstbewußtsein nur noch die kritische weibliche *Selbstaufmerksamkeit* – die Basis der monomanischen Ausrichtung auf einen unerreichbaren Zustand körperlicher Perfektion, der dennoch kontinuierlich angestrebt werden muß. In diesem Prozeß der Selbstkolonialisierung stehen viele Frauen nicht an, ihre Körper ungläublich tiefgreifenden Korrekturmaßnahmen (periodischen Hungerdiäten, chirurgischen Eingriffen etc.) zu unterziehen.

Korrespondierend zur Erotisierung des weiblichen Körpers vollzog sich in der Codierung männlicher Attraktivität Ende des 18. Jahrhunderts in einer gegenläufigen Bewegung der Prozeß der *Erotisierung männlicher Macht*. Seit der einseitigen Aufkündigung früherer, deutlich symmetrischerer Attraktivitätsvorstellungen, die der Analytiker Flügel (1930) noch mit dem Unterton des Bedauerns als „große männliche Selbstverleugnung“ beschrieb, wurzelt männliche Anziehungskraft nicht mehr im Ästhetischen. Schon gar nicht vermittelt sie sich über „weibischen“ Putz und Tand – vielmehr über die imposante Zurschaustellung von Insignien der Macht.

Die Vergeschlechtlichung von Dominanz und Unterwerfung

Im komplexen Prozeß der Körpersozialisation und unter dem Druck unterschiedlicher

Ideale, Normen und gegengeschlechtlicher Tabus entwickeln Frauen und Männer unterschiedliche und zutiefst ungleichwertige körpersprachliche Repertoires. Die Grundlage dafür bildet eine strenge Disziplinierung der Frauen. Deren stärkere Unterwerfung unter die Gebote der „guten Sitten“ und die moralisch begründeten Vorstellungen von „Zucht und Ordnung“ hat eine beachtliche historische Tradition. Schon der Apostel Paulus richtete seine „Mahnworte“ mit Vorliebe an die Frauen seiner Gemeinden, und auch im Mittelalter hatten die Regeln der „Hoflichkeit“ vorrangig das Alltagsverhalten und insbesondere das Verhältnis der Geschlechter zum Gegenstand (vgl. Schmitt 1992). Durch die Praxis, entsprechende Ge- und Verbote in erster Linie den Frauen aufzuerlegen, bürdete man ihnen einerseits die alleinige *Verantwortung* für den regelgerechten Verlauf der zwischengeschlechtlichen Begegnungen auf; andererseits nahm man ihnen, durch die *Verweigerung wirkungsvoller Formen der Durchsetzung*, zugleich die Machtmittel, diesen regelgerechten Verlauf auch gegen den Willen der Männer durchzusetzen.

Dieses Dilemma ist bis heute nicht aufgelöst. Modi der selbstbewußten Ausübung von Macht werden aus dem weiblichen Repertoire nach wie vor als „unfeminin“ ausgeblendet. Davon sind auch Mittel der reinen Selbstverteidigung, der wirksamen Zurückweisung und Abwehr von Übergriffen betroffen. Generell tabuisiert wird auch die Benutzung hierarchisch differenzierender Zeichen (z. B. Schulterklopfen als Zeichen einer gleichwertigen oder überlegenen Anerkennung), von Zeichen der negativen Abgrenzung und herablassenden Bewertung (z. B. spöttisches Grinsen), sowie der Ausdruck aggressiver Dominanz (Drohgebärden, Starren, mimische Wutzeichen). Als mit Weiblichkeit vereinbar bzw. ihr angemessene Ausdrucksformen gelten hingegen Zeichen der Freundlichkeit und Unterlegenheit sowie Unterwerfungssignale: eine ausgeprägte, emphatische Mimik, die Offenheit und Emotionalität signalisiert, ein stereotypes Lächeln als Ausdruck zuvorkommender Höflichkeit und Harmlosigkeit, konstante visuelle Zuwendung als Zeichen ungeteilter Aufmerksamkeit, der typische „Bewunderungsblick“ von schräg unten und eine ganze Palette submissiver Bindungszeichen

(sich anschmiegen, anklammern, festkrallen, unterhaken oder wie ein Kind an der Hand führen lassen).

Der Entzug souveräner Mittel der Durchsetzung erschwert Frauen eine effektive Kommunikation auf der hierarchischen Beziehungsebene. Diese reflektiert die Strukturen männlicher Kommunikationsmuster und setzt einen „männlichen“ Kommunikationsstil gewissermaßen voraus. Das dafür nötige Repertoire ist jedoch mit der traditionellen weiblichen Geschlechtsidentität unvereinbar und stößt dementsprechend nicht zuletzt bei Frauen selbst auf massive Ablehnung. Andererseits gelingt es ihnen nicht durchgängig, „mächtige“ Emotionen (z. B. Wut) und aggressive Impulse perfekt zu unterdrücken. Davon legen andere typische Verhaltensmuster, z. B. die „gemischten Signale“ und das deplazierte oder übertriebene Lächeln und Lachen von Frauen in Streßsituationen, beredt Zeugnis ab. Diese unvollkommenen Maskierungen vermitteln oberflächlich den Eindruck von Unsicherheit und geringem Selbstbewußtsein und haben daher imageschädigenden Charakter.

Natürlich unterliegt auch männliches Verhalten einschneidenden kulturellen Einschränkungen (insbesondere in Hinblick auf den Ausdruck von emotionaler Offenheit, Betroffenheit, Schwäche etc.). Aber es ist nachgerade unübersehbar, daß sich Männer den angeblich allgemeingültigen zivilisatorischen Regeln weniger bereitwillig und selbstverständlich unterwerfen. Da die körperliche Zurschaustellung von Selbstbewußtsein und Überlegenheit, die von zentraler identitätsstiftender Bedeutung ist, nicht durch lämmchenhafte Folgsamkeit erreicht werden kann, sondern einer gewissen Machtposition bedarf, brechen nicht wenige Männer solche Regeln oft ganz bewußt. Dadurch liefern sie gleichsam einen besonders prägnanten Beweis ihrer „Männlichkeit“ ab – z. B. durch lautstarkes Gegröle, ungeniertes Spucken und Urinieren in der Öffentlichkeit oder die Benutzung entsprechender Metaphern, durch dominant-beleidigende, penetrante Zeichen und Verhaltensweisen mit deutlichen sexuellen Konnotationen („Stinkefinger“, Griff an den Schritt) etc.

Idealerweise wird männliche Überlegenheit durch eine entspannte und raumgreifende Körperhaltung, emotionale Undurchschaubar-

keit (mimische Ausdruckslosigkeit) und Gelassenheit (*coolness*) ausgedrückt. Zur differenzierten hierarchischen Kommunikation dient ein umfangreiches Arsenal von aggressiven Abgrenzungszeichen (starren, drohen, rempeln usw.), von dominanten Anerkennungs- und Bewertungszeichen (Schulterklopfen, Pfeifen, Gestikulieren etc.) und formalisierten Zeichen der Unterwerfung und Unterordnung (militärische Grußrituale, der „Diener“ etc.). Ein „männliches“ Repertoire enthält im Prinzip die Mittel, um sich in bestehenden Hierarchien hochzukämpfen. Im Umgang mit Frauen wird von Männern – der zentralen Prämisse folgend – ein generelles *Überlegenheitsrepertoire* eingefordert. Im Gegensatz dazu ermöglicht das Frauen zugewiesene körpersprachliche Repertoire in erster Linie eine Kommunikation auf der horizontalen, emotionalen Ebene und die Darstellung der als wesentlich erachteten moralischen und sexuellen Aspekte weiblicher Geschlechtsidentität (Unterlegenheit und Attraktivität). Es eignet sich schlecht zur differenzierten Abbildung von Hierarchien (z. B. zwischen Chefsekretärin oder Chefin) oder gar überlegener Positionen.

Erfolgreich scheitern:

Die paradoxen Strategien der Geschlechter

Vor dem Hintergrund der machtspezifisch codierten und stereotypisierten Körpersprache der Geschlechter entfaltet das polare *Gendersystem* letztlich auf der Ebene alltäglichen Handelns seine geballte Ordnungskraft („Jeder Mensch verfolgt immer schon eine Verhaltensstrategie, die seine Beurteilung der Situation und dadurch Einschätzung der Teilnehmer, besonders seiner selbst, ausdrückt“ Goffman 1971, 10). Das Verhältnis der Geschlechter wird gleichsam zur politischen Arena, in der Frauen und Männer, indem sie ihre Ziele in je spezifischer Weise anmelden, verfolgen und durchsetzen, sich ihre Unterschiedlichkeit und Ungleichwertigkeit gegenseitig bestätigen.

Zur empirischen Überprüfung dieser These wurden im Rahmen zweier Seminare in systematischer Weise Rollenspiele durchgeführt, auf Video aufgezeichnet und nach einer elaborierten Methode ausgewertet, auf die ich

hier nicht näher eingehen kann. Diese Art der Datengewinnung hat gegenüber einem rein experimentellen Vorgehen den Vorzug, die für die Erfassung und Abbildung komplexer sozialer Situationen notwendige Ganzheitlichkeit zu gewährleisten (vgl. Sader 1986, 102 ff), und gegenüber einer systematischen Beobachtung natürlichen Alltagsverhaltens den Vorteil, in ein experimentelles Design eingebunden werden zu können.

Jeweils 4 weibliche und 4 männliche StudentInnen führten jeweils 32 (insgesamt also 64) Rollenspiele nach gleichen Vorgaben durch, d. h. jede(r) trat in jeder der beiden definierten Rollen gegen alle anderen an. Als Spielsituation war ein alltäglicher Konflikt auf einer „öffentlichen Parkbank“ vorgegeben: Ein(e) SpielerIn sollte jeweils den/die andere(n) in ein Gespräch zu verwickeln suchen, was diese(r) wiederum nach Möglichkeit und Kräften verhindern sollte. Im Anschluß daran hatten beide Gelegenheit, ihre innere Selbstwahrnehmung und die während des Spiels aufgetretenen Gefühle, ihre Interpretation des Verlaufs und ihre Wertung des Ergebnisses zu verbalisieren. Darauf folgten in einem ersten Durchgang die Selbst- und Situationswahrnehmung aus der distanzierten Beobachterperspektive, die Konfrontation mit den Wahrnehmungen und Bewertungen der BeobachterInnen und eine Diskussion, in der die äußerst aufschlußreichen und teilweise unauflösbaren Diskrepanzen in den Wahrnehmungen und Interpretationen zur Sprache kamen.

Ich habe die Aufzeichnungen im Anschluß daran einer umfassenden und differenzierten Analyse unterzogen. Für jede Person konnte ein typisches Verhaltensprofil erstellt und festgestellt werden, welcher Mittel sie sich bei der Durchsetzung bzw. Abgrenzung von anderen bediente, und welchen Einfluß das eigene und das Geschlecht der RollenpartnerInnen darauf hatte. Eine strukturelle Analyse – wer definiert und beendet die Situation, ergreift die Initiative, ist „siegreich“ etc. – ermöglichte die Herausarbeitung von Machtkomponenten. In der politischen Analyse konnte schließlich festgestellt werden, mit welchen Mitteln Frauen/Männer Macht und Einfluß jeweils geltend machten, mit welchen Strategien sie siegten bzw. unterlagen und mit welchen persönlichen oder sozialen Kosten dies jeweils verbunden war.

Durchsetzung durch Unterwerfung

Die Strategien der Frauen schienen deutlicher von der Verpflichtung auf ein den eigenen Interessen übergeordnetes *Harmonieprinzip* bestimmt gewesen zu sein. Vor dem Hintergrund des massiven femininen Dominanztabus scheiterten sie tatsächlich öfter an ihrer eigenen „Unfähigkeit“ als an den Abgrenzungsfähigkeiten ihrer GegnerInnen. Manche entwickelten ihre Strategien sehr zögerlich oder erst nach minutenlanger, lähmender Ereignislosigkeit. In *Austausch- bzw. Verführungsstrategien* versuchten sie, ihre GegnerInnen in weitgehend symmetrischen Interaktionen durch das Angebot etwa gleichwertiger Gegenleistungen zur Kommunikation zu bewegen. Frauen gegenüber waren sie damit auch häufig erfolgreich (z. B. wurde eine mit einer Pizza für ein „kurzes Interview über die Qualität dieser Pizza“ geködert).

In den gemischten Interaktionen mußten sie hingegen nicht nur starke Asymmetrien in Kauf nehmen, sondern waren sogar gezwungen, aktiv an deren Herstellung mitzuwirken, wenn sie erfolgreich sein wollten. „Männliche Überlegenheit“ stellte sich als die ultimative Bedingung für einen weiblichen Erfolg heraus. Insofern Frauen diese selbst konstruierten, waren ihre Siege von beträchtlichen und kostenintensiven Vorleistungen geprägt: einerseits einer *Selbstabwertung* (sich als dumm, unwissend, hilfsbedürftig, krank etc. darstellen, um z. B. einer Bitte um Hilfe oder Erklärungen den scheinbar nötigen Nachdruck zu verleihen) und andererseits der gezielten *Aufwertung* des Rollenpartners durch deutliche Zeichen respektvoller Anerkennung oder grenzenloser Bewunderung (visuelle Aufmerksamkeitssignale, konstante Zuwendung, übertrieben emotionale Mimik, überschäumende Begeisterung über Wissen und Können des Rollenpartners). Im Fadenkreuz weiblicher strategischer Bemühungen stand in der Regel der Andere. In einem solchen Klima absoluter, noch dazu ohne eigene Kraftanstrengung erzeugter Überlegenheit wurden Männer am ehesten „schwach“ und ließen sich bereitwillig in ein Gespräch verwickeln. Laut eigenen Angaben standen für sie die negativen Aspekte (das Spiel verloren zu haben) in keinem Verhältnis zur positiven Wirkung der Dauerberieselung durch die selbst-

bestätigenden Zeichen und Aktionen der Frauen.

Männer auf dem Ego-Trip

Insgesamt konnten sich männliche Spieler gegen weibliche häufiger (im Verhältnis 3:1) durchsetzen als umgekehrt. Ihre Erfolge waren zum großen Teil dem machiavellistischen Grundcharakter ihrer Strategien und einem rücksichtslos-egoistischen Vorgehen nach dem *Prinzip verbrannte Erde* zuzuschreiben. Sie konzentrierten sich in der Regel weder auf ihre Spielgegnerin noch gar auf eine schmeichlerische Manipulation ihres Images, sondern stellten sich meist selbst in den Mittelpunkt. Sie konfrontierten Frauen (und Männer) mit direkten Forderungen (nach einer Zigarette, nach Aufmerksamkeit etc.), wobei sie allerdings typspezifisch bemerkenswert differenziert vorgehen.

Der „Gentleman“ verschleierte den dominant-egoistischen Charakter seiner Forderungsstrategie (nach dem Sportteil (sic) ihrer Zeitung) durch betont höfliches, rein formal scheinbar respekt- und rücksichtsvolles Vorgehen, das allerdings durch klares Dominanzverhalten (z. B. territoriale Übergriffe, verbales Unterbrechen etc.) faktisch konterkariert wurde; letztlich spielte er seine Gegnerin dadurch aus, daß er sie auf einen höflich-symmetrischen Gegenzug verpflichtete, in dessen Verlauf sie seinen Wünschen dann sogar im Übermaß nachkam.

Der „Draufgänger“ überrumpelte seine Gegnerin, indem er seine Forderung (nach einer Zigarette) von Anfang an in einen überwältigenden Komplex pseudo-kumpelhafter bis aggressiver Dominanz einbettete (räumliches Bedrängen und Einengen, Starren, körperliche Übergriffe etc.); seinen Anspruch auf Kommunikation hielt er durch aufdringliche Hartnäckigkeit und durch Ignoranz aufrecht, d. h. durch das „Übersehen“ ihrer defensiven, durchweg halbherzigen und gemischten Zurückweisungssignale (bitten, sich zurückziehen, ausweichen, durchsetzt mit anerkennenden verbalen Einsprengseln wie z. B. „Du bist ja ganz nett, aber ...“). Als stärkste „Waffe“ benutzte sie ein kindliches Abschottungsmuster (Ohren zuhalten). Seiner letzten direkten Aufforderung („Komm, jetzt sei halt

nicht so!“) setzte sie eine abweisende Körperhaltung, zugleich aber eine mit trotzigem Lächeln vorgetragene Bestätigung seiner unterschwelligen Charakterisierung entgegen: „Bin so!“

Der „Playboy“ wiederum konnte die amüsierte Aufmerksamkeit seiner Gegenspielerin zunächst durch übertriebene, ironische Unterwerfung gewinnen („weibisch“-schüchterne, enge Beinhaltung, unruhiges Herumrutschen mit verwundenem Körper, lautes Seufzen, und demonstrative verbale „Selbstabwertung“ – „ich kann das nicht – ich weiß nie, wie ich ein Mädchen ansprechen soll ...“). Im weiteren Verlauf setzte er sie körpersprachlich und verbal mit zunehmend dominanteren Machtmitteln unter Druck. Im kritischen Moment, als sie sich endgültig von ihm abzuwenden schien, stellte er einen zentralen Aspekt der weiblichen Geschlechtsidentität offensichtlich sehr wirksam in Frage („Ich dacht’ immer, du wärst so ein nettes Mädchen, aber ich schein’ mich da geirrt zu haben“): Daraufhin wandte sie sich ihm wieder zu und nahm das bereits beendete Gespräch wieder auf.

Solche typischerweise von Männern entwickelten komplexen Macht- und Dominanzstrategien entfalteten ihre enorme Durchschlagskraft auch und vor allem in der Selbstbehauptung gegenüber „aktiven“ Frauen. Deren Kommunikationsversuche wurden, falls sie nicht dem Muster der Selbstabwertung/Fremdaufwertung entsprachen, selbstbewußt, klar und deutlich zurückgeschlagen. Dabei kamen sowohl eindrucksvolle körpersprachliche Signale zum Einsatz (z. B. ein indignierter, distanzierender Blick mit unbewegter Miene oder aggressive Berührungen), als auch sprachliche Mittel (direkte Zurechtweisungen, Ironie) und Metakommunikationen (die Verlagerung der Auseinandersetzung auf die sprachliche Ebene durch Verbalisierung der körpersprachlichen Aktionen). Manche schreckten selbst vor drastischen negativen Etikettierungen der Gegnerinnen und vor beleidigenden „Vernichtungsstrategien“ nicht zurück („Hat Papa dir nicht gesagt, du sollst keine fremden Männer ansprechen?“; „Ist schon ein bißchen plump, oder, was du da machst!“; „Ach, so ’ne Emanze – hast du auch deine *Emma* dabei?“ etc.). Solches wurde mit deutlichen Zeichen der Respektlosigkeit (verächtlicher Gesichtsausdruck, lautes Schmatzen, visuelles

Ignorieren, beiläufiges Weiterblättern während des Sprechens, Beanspruchung des insgesamt verfügbaren Platzangebots etc.) vorgetragen.

Durch ihre Bereitschaft zur Metakommunikation sicherten sich Männer Frauen gegenüber in der Regel auch das Privileg des besonders machtrelevanten „letzten Worts“ (eine abschließende und bewertende Definition der Situation und der Spielgegnerin): Dadurch gelang es ihnen, auch klare Niederlagen scheinbar noch in Siege zu verwandeln („Ich geh’ jetzt; du bist mir sowieso zu langweilig“). Besonders folgenschwer erscheint mir das offensichtlich sehr unterschiedliche Ausmaß der Verpflichtung auf die Grundregeln des sozialen Verhaltens. Männliche Spieler versetzten dem Selbstwertgefühl ihrer GegnerInnen häufig durch eklatante Regelverstöße – gegen die Regeln der Höflichkeit, die Verpflichtung zur gegenseitigen Imagepflege und zu kleinen Informations- und Hilfsleistungen in der Öffentlichkeit (vgl. Goffman 1973) – äußerst wirksame Schläge. Diese Methode ist umso erfolgreicher, je stärker die Betroffenen selbst diese Regeln verinnerlicht haben, da sie entsprechende Verletzungen dann äußerst „persönlich“ nehmen. Einer schaffte es beispielsweise, seine Gegenspielerin allein durch das schlichte Ignorieren des entbotenen Grußes, genauer durch die Verweigerung des symmetrischen Gegengrußes, in die Flucht zu schlagen. Mit diesem Verhalten, durch das er eines der verbindlichsten Rahmenrituale sozialer Begegnungen aufkündigte, degradierte er in einem Akt der symbolischen Vernichtung seine Gegenspielerin zur „Unperson“.

5. Fazit und Ausblick

Obwohl ich hier nur einige Aspekte der interaktiven Konstruktion von *Gender* durch Körpersprache skizzieren konnte, so hoffe ich doch, durch den Blick hinter die Fassaden der Geschlechterinszenierungen zweierlei deutlich gemacht zu haben. Zum einen das Ausmaß, in dem Körpersprache – als ein kontextuelles und interaktives Kommunikationsinstrument – zur traditionellen Organisation des Geschlechterverhältnisses als streng geordnetes, stereotypes, komplementä-

res und hierarchisches Arrangement beiträgt, das jeder wirklichen inneren Spannung entbehrt. Zum anderen, daß Frauen und Männer angesichts ihrer aktiven Konstruktionstätigkeit dafür auch *gemeinsam* die Verantwortung tragen, auch wenn diese durchaus noch unterschiedlich zu gewichten ist.

In einer dermaßen eingeschränkten Perspektive auf die Körpersprache, in der ihre Ordnungsfunktion dominiert, werden emotionale Offenheit und Symmetrie im männlichen Umgang mit Frauen als Zeichen von Schwäche desavouiert („Jammerlappen“) und insbesondere im Hinblick auf die Erfüllung der verbindlichen *Maxime* männlicher Überlegenheit als unangemessen abgelehnt („Pantoffelheld“). Wenn Frauen und Männer, die sich mit den stereotypen Gendernormen weitgehend identifizieren, miteinander in Kommunikation treten, dann stehen ihnen nur die beschränkten Mittel spezifisch defizitärer und strukturell verarmter „Körperdialekte“ zur Verfügung. Sie bewegen sich, mit entsprechenden Auswirkungen auf die Ergebnisse ihrer Kommunikationen, in der zweidimensionalen Matrix zwischenmenschlicher Beziehungen zwangsläufig nicht auf derselben, sondern auf jeweils unterschiedlichen Ebenen – die Frauen auf der horizontal-emotionalen, die Männer auf der vertikal-hierarchischen Ebene. Der in ihrer Identität verankerte Zwang zur männlichen „Überlegenheit“ und das feminine Dominanztabu resultieren in letzter Konsequenz daher in einer Perversion der Ebenen: Dann setzen Frauen Gefühle zielgerichtet auch als Macht- und Druckmittel ein, und Männer können sie nur aus der sicheren Distanz eines wie auch immer – körperlich, geistig, ökonomisch – konstruierten hierarchischen Abstands heraus entwickeln und ausdrücken. Unter solchen Umständen dient Körpersprache tatsächlich weniger als primäre Beziehungssprache, sondern vor allem der Stabilisierung eines sozialen Systems, unter dem beide Beteiligte mehr oder weniger bewußt leiden, und das auf ihre gemeinsame Beziehung letztlich katastrophale Auswirkungen hat (damit sind nicht nur die andauernden Mißverständnisse gemeint, sondern insbesondere auch die Sexualisierung von Intimität, die im sexuellen Mißbrauch von Kindern und der Vergewaltigung in der Ehe gipfelt, und die Funktionalisierung von Sexuali-

tät als Machtinstrument zur Einschüchterung von untergebenen, aufstrebenden oder konkurrierenden Frauen („sexuelle Belästigung“) und als „Kriegsgerät“ (vgl. Seifert 1993).

Aus dieser Perspektive trägt die Erforschung der Körpersprache auch zur gegenwärtigen feministischen Auseinandersetzung darüber bei, inwiefern Frauen an ihrer gesellschaftlichen Unterdrückung selbst beteiligt sind (*Opfer-Mittäterinnen-These*, vgl. Thürmer-Rohr 1989). Der Opferbegriff war zur Beschreibung patriarchaler Ordnungssysteme und des Leidens von Frauen historisch durchaus berechtigt und notwendig, erweist sich allerdings hermeneutisch zunehmend als ungeeignet und politisch als kontraproduktiv. Er birgt die Gefahr in sich, der Frau wieder einmal die Qualität der Vollständigkeit – als ein leidendes *und* zugleich handelndes Subjekt – abzusprechen. Er behindert durch die Fest- und Fortschreibung von Passivität und Abhängigkeit sowohl die Übernahme individueller Verantwortung als auch die Entwicklung und Ausarbeitung von erfolgversprechenden Strategien zur kulturellen Ausbalancierung inkriminierter Herrschaftsstrukturen.

Ich habe versucht aufzuzeigen, daß zunehmend die Körper selbst zum Austragungsort für eine symbolische und konkrete Machtverteilung werden. Die dadurch dauerhaft etablierte destruktive Ungleichwertigkeit kann wahrscheinlich nur durch ebenso grundsätzliche Veränderungen in der Benutzung des Systems Körpersprache wieder aufgehoben werden. Dazu könnte bereits eine systematische Steigerung der Fähigkeit und Bereitschaft zur Metakommunikation beitragen, die uns aus den nur scheinbar natürlichen Fesseln pervertierter Beziehungsdialekte befreit. Beide Geschlechter sind aufgerufen, die jeweils unterdrückten Dimensionen der ursprünglich komplexen *Beziehungssprache* in ihr Repertoire zurückholen und ihre spezifischen Defizite aktiv zu bearbeiten. Nur so kann eine Basis geschaffen werden, auf der sie einander wechselseitig als gleichwertig anerkennen, die sich nicht im Emotionalen oder Sexuellen erschöpft, sondern Kritik und soziale Konkurrenz mit einschließt. Dieses Ziel kann nicht von einer Seite allein und kaum mit diffuser Freundlichkeit erreicht werden.

Literatur

- Bilden, H. (1990): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*, 279-302. Weinheim, Basel
- dies. (1993): Feministische Perspektiven in der Sozialpsychologie am Beispiel der Bulimie. In: Keupp, H. (Hg.), *Zugänge zum Subjekt*, 147-185. Frankfurt/M.
- Birdwhistell, R. L. (1970): *Kinesics and Context*. Philadelphia
- Broverman, I. K. u. a. (1972): Sex-role stereotypes: A current appraisal. *Journal of Social Issues* 28, 59-76
- Brown, D. E. (1991): *Human Universals*. Philadelphia
- Brown, P. & Jordanova, L. J. (1982): Oppressive dichotomies: the nature culture debate. In: *The Cambridge Women's Studies Group* (ed.), *Women in Society*, 224-241. London
- Brückner, M. (1988): *Die Liebe der Frauen. Über Weiblichkeit und Mißhandlung*. Frankfurt/M.
- Collier, J. & Rosaldo, M. (1981): Politics and gender in simple societies. In: Ortner, S. & Whitehead, H. (eds.), *Sexual Meanings*, 275-329. Cambridge
- Duden, B. (1993): Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. *Feministische Studien* 2, 24-33
- Ekman, P. & Friesen, W. V. (1969): The repertoire of nonverbal behavior: categories, origins, usage and coding. *Semiotica* 1, 49-98
- Erdle, B. R. (1991): Der phantasmatische und der de-couverte weibliche Körper. *Feministische Studien* 2, 65-78
- Flügel, J. K. (1930): *The Psychology of Clothes*. London
- Goffman, E. (1971): *Interaktions-Rituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/M.
- Goffman, E. (1973): *The Presentation of Self in Everyday Life*. Woodstock, New York
- Goffman, E. (1977): The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society* 4, 301-331
- Goffman, E. (1981): *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt/M.
- Hagemann-White, C. (1984): *Sozialisation: weiblich-männlich? Opladen*
- Harper, R. G., Wiens, A. N. & Matarazzo, J. D. (1978): *Nonverbal communication. The state of the art*. New York
- Henley, N. (1988): *Körperstrategien*. Frankfurt/M.
- Hirschauer, S. (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18 (2), 100-118
- Kaplan, L. J. (1991): *Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung*. Hamburg
- Meier-Seethaler, C. (1993): *Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht*. Zürich
- Montagu, A. (1971): *Körperkontakt*. Stuttgart
- dies. (1978): *Touching: The human significance of the skin*. New York
- Moore, H. L. (1990): *Mensch und Frau sein*. Gütersloh
- Mühlen Achs, G. (1990): *Von Männern und Mäuschen. Zur psychologischen Funktion männlicher und weiblicher Rollen in Film und Fernsehen*. In: dies. (Hg.), *Bildersturm. Frauen in den Medien*, 88-106. München
- dies. (1993): *Wie Katz und Hund. Die Körpersprache der Geschlechter*. München
- Rabinbach, A. (1990): *The human motor. Energy, fatigue and the origins of modernity*. New York
- Rustemeyer, R. (1988): Geschlechtsstereotype und ihre Auswirkungen auf das Sozial- und Leistungsverhalten. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 2, 115-129
- Sader, M. (1986): *Rollenspiel als Forschungsmethode*. Opladen
- Schefflen, A. E. (1968): *Human communication: Behavioral programs and their integration in interaction*. *Behavioral Science* 13, 44-55
- dies. (1976): *Körpersprache und soziale Ordnung*. Stuttgart
- Schmitt, J.-C. (1992): *Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter*. Stuttgart
- Seifert, R. (1993): *Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse*. In: Stiglmayer, A. (Hg.), *Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen*. Frankfurt/M.
- Shengold, L. (1979): Child abuse and deprivation: Soul murder. *Journal of the American Psychoanalytical Association* 27, 533-559
- Thürmer-Rohr, Ch. (1989): *Frauen in Gewaltverhältnissen: Opfer und Mittäterinnen*. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2 (1), 1-13
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (1969): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern
- Wex, M. (1979): „Weibliche“ und „männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse. *Hamburg*
- Wolf, N. (1991): *Der Mythos Schönheit*. Reinbek